

Generationenwechsel

Autor(en): **Jaeggi, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **28 (1976)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-933157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Generationenwechsel

11. Solothurner Filmtage als Spiegel schweizerischen Filmschaffens

Hier und dort war zu lesen, die 11. Solothurner Filmtage hätten nicht gehalten, was sie versprochen. Das ist verständlich und stimmt zumindest in einer Hinsicht. Verhältnismässig viele Filme, die im Programm angekündigt waren, konnten nicht gezeigt werden, darunter auch einige «eingeplante» Höhepunkte: etwa «Die Magd» von Louis Jent, die erste fertiggestellte Produktion des Fernseh-Wettbewerbes «Verfilmung epischer Schweizer Literatur», G. Francos geheimnisumwitterter «Aquarian Age», des Türken Bay Okans «The Bus», den der Autor stürmisch protestierend, aber mit wenig überzeugenden Argumenten zurückzog, weil dem Film das Zeugnis schweizerischer Herkunft vom Eidgenössischen Departement des Innern verweigert worden war, und schliesslich auch noch Francis Reussers «Un grand soir», der allerdings schon mit dem Vermerk «Fertigstellung vorbehalten» ins Programm aufgenommen wurde. Die Absenz vier langer Spielfilme bedeutete doch einen Substanzverlust, der durch einige im letzten Augenblick angemeldete kürzere Filme kaum wettgemacht werden konnte. Doch wie immer man zu dieser Situation stehen mag, Schuld trifft die Organisatoren der Werkschau bloss insofern, als die Programmankündigung eindeutig zu optimistisch ausfiel. Dass Filme nicht rechtzeitig fertiggestellt werden, dass das Fernsehen DRS seine drei Verfilmungen epischer Schweizer Literatur als Einheit an den für die Television einschlägigen Veranstaltungen vorstellen will – und beizufügen ist, dass Jents Film noch einiger Nacharbeiten bedarf –, dass schliesslich Mark Rissi ganz offen zugab, dass er nicht Masochist genug sei, um seinen «Grotzepuur» in Solothurn zu zeigen, das mag zwar den angestrebten Charakter der totalen Werkschau verletzen, akzeptiert werden muss es dennoch. Und man wird sich daran erinnern müssen, dass diese Situation so neu nicht ist: Auch Markus Imhoof zeigte «Fluchtgefahr» im letzten Jahr nicht, weil er den publizistischen Effekt der Filmkritik auf die Kinopremieren konzentrieren wollte.

Strukturprobleme

Die Programmänderungen machten eines recht deutlich: Die Solothurner Filmtage stecken in einer Strukturkrise. Auf der einen Seite plädieren die Veranstalter zu recht für eine sehr offene, umfassende Werkschau, welche die schweizerische Jahres-Filmproduktion möglichst vollständig erfasst. Andererseits hat der Film-Boom der letzten Jahre und mit ihm ganz zweifellos auch der gefestigte Ruf des schweizerischen Spiel- und Dokumentarfilmschaffens dazu geführt, dass die Filmtage zu einem Fenster nach aussen geworden sind. Mehr und mehr ausländische Gäste – Kritiker und Veranstalter internationaler Filmtage – begannen sich in Solothurn mit dem Schweizerfilm zu befassen. Das führte fast notgedrungen zu einem gesteigerten Anspruch auf Qualität, hatte aber auch zur Folge, dass recht vielen Filmen der Sprung ins Ausland gelang, nicht selten sogar in den Verleih. So wurde Solothurn ein wenig auch zur Filmmesse. Werkschau und Filmmesse aber ertragen sich schlecht. Wird hier vom Besucher Geduld und kritische, aber liebevolle Auseinandersetzung auch mit dem Debutantenwerk gefordert, ist es dort der erbarmungslose internationale Vergleich, der zum Massstab wird.

Die Veranstalter werden, wenn sie den Charakter der Werkschau wahren wollen –

was lohnenswert erscheint – nach veränderten Formen der Durchführung suchen müssen. Das wird nicht einfach sein, weil die Vorführmöglichkeiten im Ambassadors-Städtchen beschränkt sind. Immerhin drängen sich als Sofortmassnahmen eine erkennbare Gliederung der Programmblöcke nach den Grundsätzen von Inhalt und Form sowie eine sinnvollere Verteilung des Angebotes auf die ganze Woche anstelle der Attraktivitäts-Konzentration am Wochenende geradezu gebieterisch auf. Es würde dies nicht nur die Arbeit der Journalisten erleichtern, sondern dem interessierten Besucher Vergleichsmöglichkeiten offerieren, die er bis jetzt kaum hatte, wenn er nicht die ganzen Filmtage besuchen konnte. Dass den Filmschaffenden nur gedient wäre, wenn Gleiches mit ungefähr Gleichem (qualitativ und thematisch) verglichen würde, liegt auf der Hand. Selbstverständlich lässt sich eine solche Gliederung vor allem bei kurzen und mittellangen Filmen durchführen, während dem Spielfilm und dem langen Dokumentarfilm wie bisher sein Platz zugewiesen werden muss. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass sich die Veranstalter solchen Vorschlägen keineswegs verschliessen, sondern dass sie diese, wie zu vernehmen war, selber initiieren.

Neubeginn auf Punkt Null...

So bedauerlich es ist, dass an den Filmtagen einige grössere Werke nicht gezeigt werden konnten, sein Gutes hatte es zweifellos auch. Das eigentliche Nachwuchsfilmschaffen erhielt dadurch ein grösseres Gewicht. Wenn im allgemeinen auch nicht zu überzeugen vermochte, was von jungen Filmemachern über die Leinwand ging, aufschlussreich war es dennoch: Nach den 11. Solothurner Filmtagen kann von einem eigentlichen Generationenwechsel gesprochen werden. Das manifestierte sich schon rein äusserlich: Zumindest am Anfang der Veranstaltung wurden Werke von Autoren präsentiert, die einem breiteren Publikum unbekannt waren. Und was eigentlich noch mehr auffiel, war die Tatsache, dass man sich öfter in die Frühzeit der Filmtage zurückversetzt fühlte, weil die Filme wieder genau jene Unzulänglichkeiten aufwiesen wie damals. Selbst die Wahl der Themen erinnerte an die Vergangenheit: lyrischer Weltschmerz, introvertierte Selbstfindung, Suche nach dem persönlichen Stellenwert innerhalb der Gesellschaft, Ausbruch aus dem öde gewordenen Alltag und Daseinsangst dominierten zumindest die Kurzspielfilme. Mit einer Ausnahme: Der Mai 68 ist in eine weite Ferne gerückt. Die politische Sensibilität fehlt, der Staat, in dem wir leben, ist ausgeklammert. Die frühere (oft unbeherrschte und sehr einseitig formulierte) Ablehnung gegen ein vermeintlich oder wirklich ungerechtes Staatswesen, das Engagement für eine neue, junge Gerechtigkeit sucht man vergeblich. Solothurn ist damit um einiges ärmer und langweiliger geworden. Wer zudem bedenkt, dass Filme immer aktuelle Spiegelung der Gegenwart sind, wird sich schrecklich bewusst, wie apolitisch und lethargisch auch jener Teil der Jugend geworden ist, dem eine aktivere Haltung sowie das Erkennen und Bewältigen der Probleme noch am ehesten zugetraut wird.

Sieht man einmal von der Entpolitisierung und der Flucht in eine allerdings selten geglückte Verinnerlichung der jungen Filmemacher ab, bleibt die Frage, ob sich denn alle Debutantenfehler beim Filmschaffen notgedrungen wiederholen müssen. Damit ist eine Problematik angeschnitten, welche die Solothurner Filmtage wie die Nachwuchsförderung und -schulung gleichermaßen betrifft. Genügt es, alle Jahre einen Überblick über die Jahresproduktion zu geben? Müssten nicht viel mehr die Filmtage eine Möglichkeit schaffen, ältere Filme, die gerade wegen ihrer Unzulänglichkeiten heute kaum mehr zu sehen sind, erneut zu zeigen? Und hat eine Filmförderung, die ja nicht allein Spitzenförderung sein kann, sondern dem Nachwuchs zumindest eine Chance einräumen muss, überhaupt einen Sinn, wenn man junge Filmemacher wider besseres Wissen vor Probleme stellt, die in jahrelanger Kleinarbeit schon einmal überwunden wurden? Hier wartet der Gesellschaft Solothurner Filmtage eine Aufgabe, die sie – unterstützt von allen filmkulturellen Organisationen – wahrscheinlich ausserhalb der eigentlichen Werkschau allen Ernstes in Angriff

nehmen muss. Das Fehlen einer schweizerischen Filmhochschule und das völlige Absterben der Filmkurse für Nachwuchsleute darf nicht dazu führen, dass der Schweizer Film alle zehn Jahre auf dem Punkt Null beginnen muss.

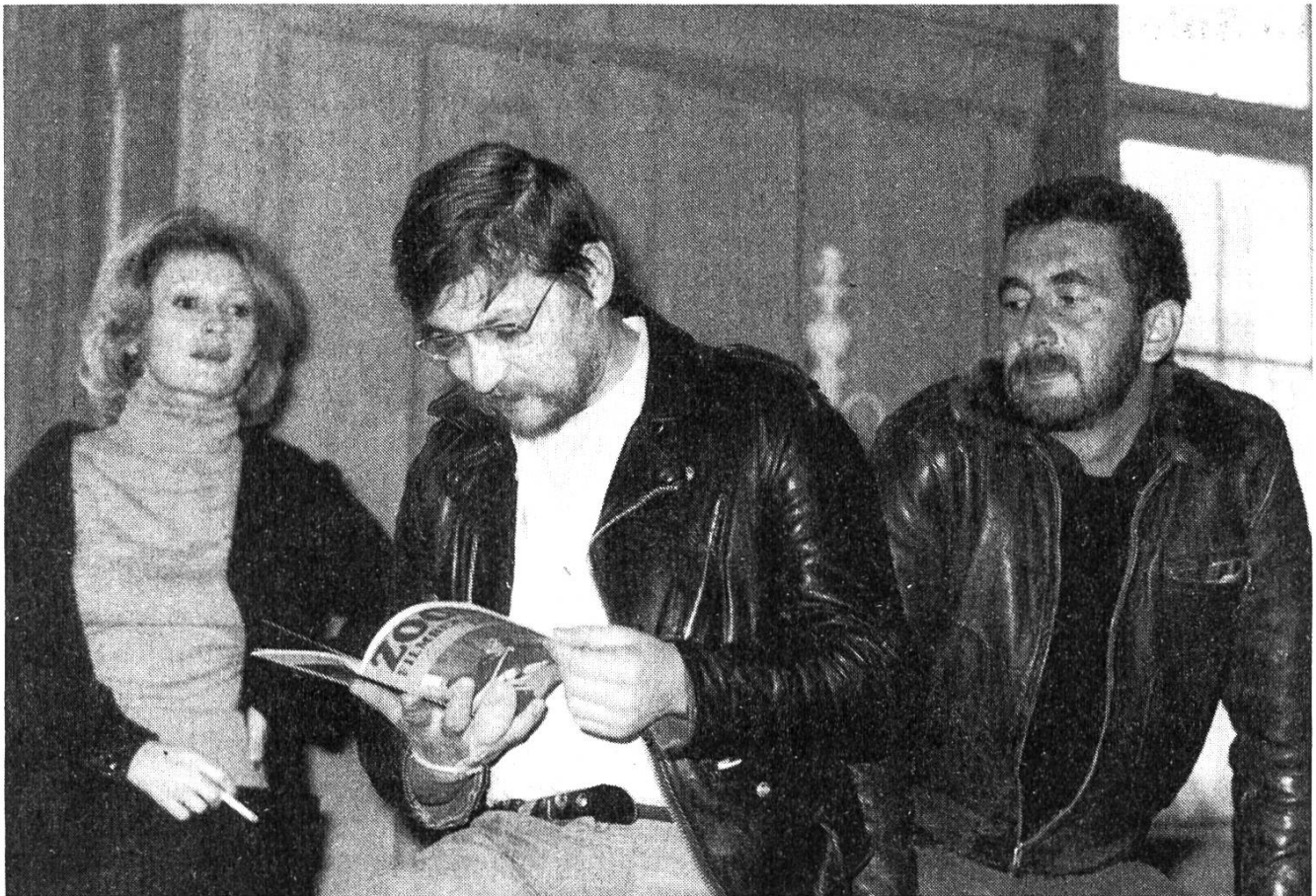
... oder dennoch sichtbarer Aufbruch?

Wenn Pessimismus über die Zukunft des schweizerischen Filmschaffens nach diesen Solothurner Filmtagen durchaus am Platz ist, weil ersichtlich wurde, dass die Krise beim Nachwuchs keineswegs nur eine Folge der nach wie vor in ungehörlicher Masse fehlenden Finanzen, sondern eben auch eine geistige ist, so dürfen Lichtblicke dennoch nicht übersehen werden. Als Lichtblick ist der Aufbruch einer neuen Generation allein schon deswegen zu beachten, weil die doch sichtbar etablierte Elite neuen Anreiz dringend braucht, und sei es auch bloss jener der offenkundigen Demonstration, dass es ein Monopol weniger Filmemacher nicht gibt, sondern dass neue, vorerst noch unkontrollierte Kräfte nachstossen. Aber wer hinzuschauen versteht, wird auch andere, geistige Impulse entdecken, die von der jüngsten Filmgeneration ausgehen, selbst wenn sie im allgemeinen Mittelmass unterzugehen drohen. Beat Pressers versponnenen Parabelfilm *«Berg-e oder Die Leiden des E-syphus»* drückt mehr aus als nur beachtliche formale Könnerschaft; er ist ein Ausflug in die Gefilde surrealistischer Denkweise, die im schweizerischen Filmschaffen seit langer Zeit verschüttet sind. Aber auch die Kollektiv-Produktion *«Am Rand»* von Wolfgang Suttner, Therese Zemp und Hanspeter Capaul geht, wenn auch noch zögernd, neue Wege, um die Forderung nach einer Umwälzung der traditionell-gesellschaftlichen und somit auch immer ichbezogenen Denkweise zu visualisieren. Schliesslich erweist sich beim genaueren Hinsehen auch Markus Fischer als förderungswürdiger Filmemacher, obschon sein mit geradezu schauerlichen Fehlern behafteter Kurzspielfilm *«Jean und sein Modell»* ausgepiffen wurde. Aber ging nicht im Pfeifkonzert die Ehrlichkeit dieses kleinen Streifens unter, die Fähigkeit, aus den gegebenen Möglichkeiten das Optimum herauszuholen? Vergass man nicht über den unvollkommenen Bildern und manchmal grotesken Einstellungen, dass der Film einem Gefühl der Ohnmacht zur Kommunikation Ausdruck verlieh, das zwar manch anderer Filmemacher mit geleckter Kamera zu zeigen versuchte, aber dabei über sein Kunsthandwerk stolperte? Und war nicht der karge, schier nur noch aus Signalen bestehende Dialog in der kleinen Dreiecksgeschichte echter und dem Leben näher, als der pseudoliterarische Schwulst, der so viele Filme begleitete?

Drei Filme voller Zwiespältigkeiten sind hier genannt, Autoren wurden erwähnt, von denen wohl keiner das durchschlagende und augenfällige Talent verrät, das man etwa einem Fredi M. Murer an den frühen Solothurner Filmtagen attestieren konnte. Aber dennoch stehen diese Filme als Signale eines Aufbruchs, auch wenn dem in den letzten Jahren verwöhnten Gourmet die neuen, ungewohnten Speisen nicht so recht schmecken wollen. Und ihre Autoren sind einem Reifeprozess auszusetzen, zu dem es der Förderung bedarf, nicht einer verbalen allerdings, sondern einer wirklich effektiven. Drei Filme und ihre Autoren sollen als Beispiel dafür stehen, dass sich in Solothurn, allen Unkenrufen zum Trotz, auch dieses Jahr wieder etwas geregt hat.

Eine Filmemacher-Generation etabliert sich

Gewiss, in Solothurn waren als Weltpremiere wiederum zwei Spielfilme zu sehen, auf die zurückzukommen sein wird: Thomas Koefers verhaltene Walser-Verfilmung *«Der Gehülfe»* und Daniel Schmid von Fassbinders Theater- und Filmfabrik nicht unbeeinflusster *«Schatten der Engel»*. Und wiederum wartete Richard Dindo mit einem stellenweise subtilen, im ganzen gesehen beachtlichen Dokumentarfilm (*«Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.»*) auf, *«Kaiseraugst»* eines namhaften Filmemacher-Kollektivs wurde gezeigt, und auch die *«Groupe de Tannen»* (*«Tante Céline»*) und Claude Champion (*«Une journée dans la vie du Kreuz»*) zeugten von



Offensichtlich anregende Lektüre hat Rainer Werner Fassbinder an den Solothurner Filmtagen gefunden. Begleitet ist er von Ingrid Caven und Daniel Schmid. Bild: Kilchmann

hochstehendem, subtilem Dokumentarschaffen einer Generation. Doch viele Exponenten eben dieser Generation waren in Solothurn nicht zu sehen oder konnten zumindest keinen Film präsentieren. Diese Erscheinung ist Ausdruck der Filmkrise in der Schweiz. Die finanziellen Mittel erlauben einen einigermaßen vernünftigen Produktionsrhythmus nicht, was zur Folge hat, dass jeder, der einen neuen Film in Angriff nimmt, immer wieder ganz von vorne beginnen muss, dass die Techniker, welche für eine vernünftige Infrastruktur zum Filmemachen gesorgt haben, nicht ausgelastet, wenn nicht gar arbeitslos sind.

Es ist und bleibt das Problem des schweizerischen Filmschaffens, dass zur Ausschöpfung eines in reichem Masse vorhandenen Potentials zu wenig Mittel bereitstehen und dass demzufolge für den einzelnen Filmemacher Lücken entstehen, die leicht zur persönlichen Krise führen. Darüber vermag auch die Tatsache, dass augenblicklich einige Filme vor ihrer Vollendung stehen – was auf Cannes hin recht verständlich ist – und andere in Vorbereitung sind, nicht hinwegtäuschen. Die Situation hat zur Folge, dass sich die betroffene Generation der 30- bis 50jährigen etabliert und zwar gegen den Bund und gegen das Fernsehen, die allein über die Mittel verfügen, mit denen Film sinnvoll gefördert werden kann. Dass dabei oft Töne angeschlagen werden, die mehr Unheil bringen als Gewinn abwerfen, ist verständlich. Das Gefühl, in einer Abhängigkeit zu stehen, die oftmals hinderlich ist und dennoch nur wenig einbringt, muss böses Blut geradezu schaffen, und es scheint denn auch, dass einige Köpfe inzwischen so heiss gelaufen sind, dass ein vernünftiger Dialog zwischen den Partnern nicht mehr möglich ist. Die Gefahr, dass gerade auch reputierte Filmemacher mehr Substanz in die Geldbeschaffung stecken – weil sie ja davon leben müssen – als in die Konzeption ihrer Filme, ist spürbar vorhanden. Es ist dies das Letzte, was das schweizerische Filmschaffen benötigt. Urs Jaeggi